

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

[Beiträge]

[urn:nbn:de:bsz:31-337423](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-337423)

men war, grub er zu Füßen des Amerikaners ein Grab. Dahinein versenkte er den müden Tell.

Gütig unterstützte ihn der Himmel in seinem Tun. In der Nacht sandte er den ersten Schnee herab und breitete über das Doppelgrab der beiden Gefährten eine Decke, die alle verdacht-erregenden Spuren vertilgte.

Ottokar ruft die Polizei.

Seitene Novelle von Franz Hirtler.



Wer kann es glauben, daß Ottokar ein hagerer Buchbinder in grüner Schürze ist, den die Arbeit an der Presse und an der Schneidmaschine etwas einseitig seitig gemacht hat? — Es ist wahr: der Name Ottokar paßt nicht zur Persönlichkeit dieses weder stolzen noch kriegerischen Menschen, aber daran ist nichts zu ändern. Sein Familienname braucht nicht genannt zu werden. Es ist ein Allerweltsname ohne besonderen Klang; hinter dem prächtigen Vornamen kommt er gar nicht zur Geltung.

Jeden Morgen zwischen acht und neun Uhr tritt Ottokar aus der Haustür, äugt durch dicke Brillengläser strakauf, strakab und gegen den Himmel. Dann schlurft er mit auswärts gestellten Fußspitzen zu dem kleinen Aushängelkasten, schleißt ihn auf und stellt auf die während der Nacht leerstehenden Bretter die Muster seiner kunstvollen Tätigkeit. Er entnimmt einem Henkelkorb zierlich und elegant gebundene Bücher ungleichen Formats. Seine schmalen, milden Hände betasten zärtlich die in grünes Saffian gebundenen Gedichte Eichendorffs, streichen über die mit rotgesamtem Javapapier überzogenen Bände E. Th. A. Hoffmanns. Ein Bismarckbuch prangt in blauem Leinen mit Goldpressung, während Brehms Tierleben sich als schöner brauner Halbfranzband präsentiert. Aus

einem winzigen Lederfuttural zieht Ottokar vorsichtig ein Pergamentbändchen, das Goethes Novelle enthält. Nur mit Hilfe einer Lupe ist dies Büchlein lesbar. Einen mittleren Band stellt er aufgeschlagen zwischen die anderen Bücher, damit man sehe, wie schön flach sich die Blätter auseinanderlegen. Wer die kleine Ausstellung sieht, weiß es, daß Ottokar ein Meister in seinem Fach ist. Die Freunde gediegener und geschmackvoller Einbände kommen von weither, um von ihm ihre Sachen einbinden zu lassen.

Er selbst liebt die Bücher, kennt ihren Inhalt und ist bemüht, ihnen ein würdiges und dauerhaftes Gewand zu geben. Die Leute in seiner Nachbarschaft haben ihre Freude an dem Mann, der noch die Werttuchtigkeit alter Kunstmeister verkörpert, und der als Mensch von einer goldenen Originalität ist. Seine viel zu langen Hosen zeigen die reiche Fäلتelung gotischer Holzschnitzereien, seine schwarze Hausmütze ist ringsum mit einem Muster aus vierblättrigem Klee bestickt. Lippen und Kinn des Meisters sind stets glatt rasiert. Muß noch gesagt werden, daß Ottokar bereits über fünfzig Jahre zählt, oder versteht sich dies nicht bei den angeführten Eigenschaften von selbst? Erst beim Überschreiten der Fünfzigerschwelle pflegt doch der Mann, der die Anlage dazu hat, zum Original, zum Kauz, heranzureifen.

Ein junger Kaufmann aus dem Nachbarhaufe erklärt, der gute Ottokar (der gute, sagt er) erinnere ihn an Charlie Chaplin, den Helden amerikanischer Filmmärchen. Der Doktor aber im zweiten Stock meint, Ottokar sei wie aus dem Bilde „Der Rattusfreund“ von Spitzweg herausgeschnitten. Der erstgenannte Vergleich hat einige Berechtigung, da Ottokar einen merkwürdigen Gang sich angewöhnt hat. Er täppelt oder watschelt mit auswärts gefehrten Fußspitzen und macht dabei jeden Schritt mit Vorsicht, als gehe er in zu weiten Pantoffeln, die er zu verlieren fürchtet. Die Bezeichnung als Spitzwegfigur dagegen ist irreführend, weil man sich darunter doch wohl einen Junggesellen vorstellen muß. Ottokar aber ist verheiratet mit einer stattlichen Dame, die ihn stets wie ein Kind behandelt und manchmal in ihrer strengen Mütterlichkeit zu weit geht. Es ist jedoch keineswegs richtig, zu sagen, daß Ottokar unter Eugenies Pantoffel stehe. Er wahr! vielmehr bis zum äußersten seine Selbständigkeit und wächst immer mehr in seine schrullige Eigenart hinein. Doch wozu lange Betrachtungen anstellen über die Einwirkung des Ehelebens auf den Charakter des Mannes! Ziehen wir lieber endlich den Vorhang auf vor der Geschichte, in der Ottokar seine Rolle so glanzvoll spielt.

Am einem kühlen Novembertag war es, da betraf Eugenie, die Frau des wackeren Meisters, im Hausflur einen Mann, der gerade daran

war, Ottokars wollenen Hausrock von dem Haken an der Werkstattür abzuhängen und sich anzueignen. Er hatte ihn schon zusammengerollt und wollte ihn unter die Klappe seiner Reisetasche stopfen, als Eugenie vor ihn trat. „Was is denn da los?“ rief sie erschrocken. „Ottokar! Dooototar!! Komm mal schnell raus!“ Der Meister erschien mit dem Leimpinsel in der Hand. Er lächelte hinter seinen runden Brillengläsern freundlich, denn von seiner Frau ließ er sich gern bei der Arbeit stören. „Ja, Eugenie . . .“, sagte er und guckte seine Geliebte erwartungsvoll an. Eugenie nickte, machte große Augen und riß dem ratlos dastehenden Mann die Jacke aus den Händen. „En Einbrecher! En Dieb! Siehst net, daß der Kerl dein Hauswammes hat stehlen wolle? Du mußt gleich die Polizei hole!“

Da ließ Ottokar den Leimpinsel fallen, rückte die Brille zurecht und schaute den ganz verstört dreinblickenden Dieb an. Er ging um ihn herum auf die andere Seite, wo man den Mann in besserem Licht sehen konnte, trat dann ganz nah auf ihn zu und fragte verwundert: „Sie habe wolle mei Hauskittel mitnehme?“ Der entrappte Dieb gab keine Antwort, schaute nur nach der Haustür und trat von einem Fuß auf den andern. Eugenie erriet, daß er davonlaufen wollte. Sie stellte sich mit in die Taille gestemmten Fäusten ihm in den Weg: „Nix da! Es werd net ausgerisse! Wir rufe die Polizei!“ Der arme Kerl, der wohl zum erstenmal auf solchen Wegen gegangen sein mochte, begann zu zittern. Mit Verwunderung und Teilnahme betrachtete Ottokar aufmerksam diesen Vorgang. „Han! Was is denn?“ fragte er. „Barum habe Se denn den alde Kittel da stehle wolle?“ Der Dieb schnappte nach Luft, sah den Meister flehend an und brachte endlich mit heiserer Stimme einige Worte heraus: „Ich . . . ach, lassen Sie mich doch los! Nie mehr . . . Ich tu's nie mehr . . .“ Dann zeigte er seinen dünnen Rock, der an vielen Stellen geflickt war. Ottokar beguckte alles genau. Dabei entging ihm nicht, daß der Kerl nach Schnaps roch. Das störte ihn jedoch nicht in seiner menschlichen Teilnahme an diesem merkwürdigen Fall. „Gell, Se habe kei Arbeit, un kei Geld?“ sagte er. „Muß da aber glei gestohle werde?“ Der Dieb hatte so viel Menschenkenntnis, daß er jetzt glaubte hoffen zu können, der gar nicht böse aussehende Mann werde ihn laufen lassen. Er seufzte. „Zwei Tage nichts gegessen! Und dann noch frieren!“ Er wies wieder seine zerstückelten Ärmel vor. Ottokar blickte treuherzig auf das Gesicht seiner Frau. Eugenie aber runzelte ernstlich die Stirn und sagte unerbittlich: „Lüge Se net so unverschämt! Se rieche ja nach Schnaps! Ottokar hol en Schuzmann! Solchene Leut darf mer net laufe lasse!“ Der Meister

rückte sein Käppchen und fragte hinter den Ohren. Dann zog er doch die Schürze ab und holte seinen Ausgehrock. Einen letzten fragenden Blick warf er auf Eugenie: Soll ich wirklich? Sie gab ihm ungeduldig einen Wink, sich doch zu beeilen. In Verwirrung und voller Betrübniß, weil er den armen Menschen ins Unglück bringen sollte, täppelte er hinaus.

Eugenie stand hochauferichtet vor der kümmerlichen Gestalt des armen Sünders. In ihrem Gesicht war feierlicher Ernst, als verkörpere sie selbst die irdische Gerechtigkeit. Plötzlich erinnerte sie sich, daß in der Küche der Braten auf dem Feuer stand. „Komme Se rei!“ befahl sie, indem sie die Küchentür öffnete. Sie wußte Bescheid, wie man sich in diesem Fall zu verhalten hatte und stellte ihren Gefangenen mit dem Gesicht gegen die Wand, nachdem sie ihm gezeigt hatte, daß der hölzerne Fleischklopper als Waffe bereit lag. Dann wendete sie den Braten um.

In diesem Augenblick ging leise die Tür wieder auf. Ottokar trat herein, schaute verwundert auf den an der Wand Stehenden und begegnete dem erstaunten strengen Blick Eugenies mit einem bittenden Lächeln. Indem er sie beiseite zog, flüsterte er ihr ins Ohr: „Ich mein, Eugenie, du sollst 'm was gebe, bevor der Schuzmann da is. E Kaffeese oder sowas. Zwei Täg hat er nix gegesse! Im Gefängnis werde se 'm nit glei was hinstelle.“ Eugenie tat entriistet: „Na noch! Geh jetzt endlich un hol die Polizei!“ Als er sie aber aus seinen guten Augen ansah, schob sie ihn hinaus mit den Worten: „Schon recht, Ottokar! Geh nur!“ Dann griff sie nach dem Kaffeetopf und holte Brot und Butter.

Ottokar schlich täppelnd der Häuserreihe entlang mit tiefbesorgtem Gesicht. Auf dem Friedrichsplatz mußte ein Schuzmann stehen. Richtig, da war er. Eine stämmige Gestalt mit durchgedrückten Knien und tief in die Stirn geschobenem Tschako. Langsam näherte Ottokar sich ihm. Stehendbleibend in der Entfernung einer Straßenbreite betrachtete er mit schiefgehaltenem Kopf den Wächter über Ordnung. Nein, der gefiel ihm nicht. Der war zu martialisch, zu unmenschlich. Dem konnte man den armen Teufel nicht übergeben. Er trug ja einen ganz wilden Schnurrbart. Überhaupt war das eine grausame Sache, einen armen, hungernnden und frierenden Menschen verhaften zu lassen. Aber zu Hause wartete Eugenie. Er mußte es tun. Was sollte er nun machen? Er besann sich. An der Ecke der Hermannstraße stand ein anderer Polizist, zu dem man vielleicht eher Vertrauen haben konnte. So rasch als möglich täppelte Ottokar dorthin.

In der Mitte der Straßenkreuzung gab ein Verkehrsschuzmann den durchkommenden Kraft-

wagen die Fahrplanweisungen. Seine weißen Handschuhe leuchteten. Ottokar schaute ihm eine Minute lang zu, dann pantoffelte er über den Platz. Beim Hüpen eines Autos erschraf er, sprang zur Seite und wäre beinahe von einem Motorrad angefahren worden, wenn nicht die großen Hände ihn gepackt und zurückgerissen hätten. Der Mann im Tschako schimpfte nicht schlecht. Ottokar blinzelte heftig vor Aufregung. Endlich brachte er mit singender Stimme sein Anliegen vor. Während der Schutzmann ruhig den Verkehr überblickte und seine Arme bald dahin, bald dorthin schwang, hörte er doch an, was Ottokar ihm umständlich mitteilte. „Gehen

Der Kerl saß am Küchentisch bei Kaffee und Butterbrot. Eugenie stand am Herd und fragte: „Na?“ „Er kommt! Er wird gleich da sein!“ entgegnete Ottokar und wischte sich den Schweiß von der Glaxe. Er war tief erschüttert. „Es tut mir leid,“ sagte er zu dem Unglückseligen, den er bedauerte, „es tut mir sehr leid! Wenn Sie was gesagt hätte, hätt' ich Ihnen den Kittel geschenkt! Aber warum immer gleich stehle?“ Eugenie nickte: „Jetzt kriegen Sie mindestens sechs Woche . . . un wann Sie rauskommen, is Winter!“ Der langfingrige Gast war mit dem Kaffee jetzt fertig. Er stand auf, sagte: „Danke!“ und schaute nach der Tür. Ottokar



Luzil Brillant

Bewundert sah der Polizist den Missetäter an, rollte die Augen und schrie: „Na, Kerl, wollen Sie das Ding da nicht herausgeben?“

Sie auf Wache sieben in der Poststraße!“ sagte er in wohlwollendem Dienstton. Dann schaute er auf die Uhr und rief: Halt! Die Ablösung muß jetzt im Augenblick kommen. Wo wohnen Sie?“ Ottokar sagte mit pedantischer Deutlichkeit: „Grünhofstraße vierunddreißig, parterre.“ „Gut!“ befahl der Schutzmann. „Gehen Sie voraus! Sonst läuft der Kerl noch fort. Ich komme gleich!“

Wenn der Bursch ausreißt, dachte Ottokar, während er eilig heimwärts rannte, dann ist es mir recht . . . Aber, nein, Eugenie! O, die ist resolut und energisch wie ein Polizist mit Schnaubbart!

Zu Hause traf er alles in guter Ordnung.

verstand diesen Blick falsch. Er glaubte, er gelte dem jetzt dort hängenden warmen Hausrod, der dem armen Kerl bei dem Gedanken an den Winter noch begehrenswerter erscheinen mochte. Von einem Fuß auf den andern tretend, schaute der Meister unsicheren Blickes auf Eugenie und dann vor sich hin. Nach kurzem Kampf der Gedanken hob er den Kopf. Ein Entschluß war in ihm gefaßt. Er nahm den Hausrod vom Haken und legte ihn in die Arme des trübselig seiner Festnahme entgegenstehenden Individuums. Eugenie sah es und deutete mit dem Finger spöttisch an die Stirn, eine Bewegung, die Ottokar bei ihr schon oft mit seinen Meinungen und Taten hervorgerufen hatte. Ratlos betastete der Besenbesitzer die Jacke, die er hatte stehlen wollen. Dann tat er einen jaghaften Schritt gegen die Tür . . . Da hörte man draußen Schritte. Eugenie öffnete rasch, und der Hüter des Gehekes trat herein. „So!“ sagte er grüßend, und zog ein Buch heraus um zu protokollieren. „Was hat der Mann gestohlen?“ fragte er, nachdem er die Personalien notiert hatte. „Einen Hausrod, Herr Wachtmeister! Sehen

Sie, diesen da!“ sagte Eugenie, indem sie auf das Bündel zeigte, das der Mann unter dem Arm trug. Bewundert sah der Polizist den Missetäter an, rollte die Augen und schrie: „Na, Kerl, wollen Sie das Ding da nicht herausgeben?“ Er entriß ihm schnaubend die Jacke . . . Da trat Ottokar vor, rührte mit seiner schmalen, milden Hand den Arm des Schutzmanns und sagte höflich: „Entschuldigen Sie, Herr Wachtmeister, ich hab' sie ihm geschenkt, weil doch der Winter bald kommt. Jetzt gehört sie ihm.“

Der Polizist ließ sein Buch sinken, musterte Ottokar von oben bis unten und sprach mit viel-sagendem Tonfall: „Mann! — — Ja, warum soll ich dann den Kerl verhaften?“ Ottokar

blinzelte verlegen und zuckte hilflos wie ein Schulkind die Achseln. Da griff Eugenie ein, nachdem sie ihrem Mann mit ironischem Lächeln zugewandt hatte: „Herr Wachtmeister, er hat 'n doch stehle wolle, bevor mei Mann ihm den Rock geschenkt hat.“ Der Wachtmeister begriff nicht gleich. Endlich sagte er voller Entrüstung: „Na, hören Sie mal! Sowas is mir doch noch nie vorgekommen!“ Ottokar trat jetzt von einer freundlichen Ahnung erleuchtet zu ihm: „Gell, jetzt könne Se den da gar nimmer verhafte? He? Der Kittel is doch sei Eigentum!“

Zum Glück für den Übeltäter war der Beamte kein Freund juristischer Tüfteleien. Er steckte mit wütendem Fluchen sein Buch wieder ein, aber Ottokar beschwichtigte ihn mit einer Flasche Kirschwasser, aus der er ihm ein Gläschen, dann wieder eins und ein drittes einschenkte. Zum Schluß bekam auch der wieder ehrlich gemachte Dieb eines.

Eine Stunde später saß der Meister an seinem Wertisch und heftete die Bogen eines Gedichtbändchens von Rückert. Manchmal hielt er inne und las einige der gutgereimten, weisheitsvollen Verse. Während er lang auf eine Seite hinblühte und vorübergehend vergnügt an den begnadigten Sünder dachte, überfah er ganz den Vers, der in der Mitte stand:

Wie du gerichtet, wird man dich richten!

Verblümt.



Greifenberger: „Wie jehn de Jeschäfte, Ede?“

Klaunde: „Faul, id stehe unter Jeschäfts-aufsicht!“

Wer wagt, gewinnt.

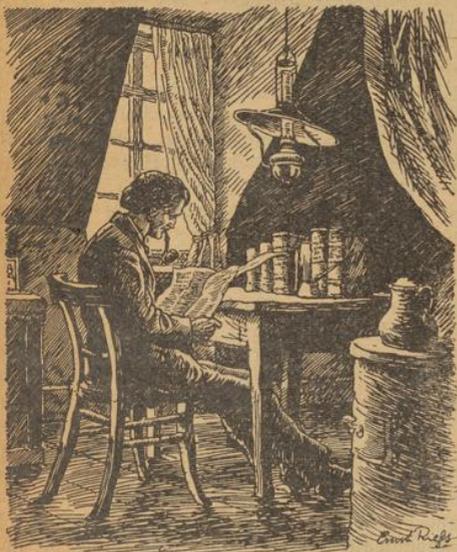
Humoreske von Aug. Schuster, Zürich.



Timotheus Zipfel war ein junger Mann von 28 Jahren, und wenn er, wie gerade jetzt, in seinem schlecht geheizten Dachstübchen saß, mochte er sich wohl ausmalen, wie es für ihn so ganz anders gekommen wäre, wenn er sein Studium hätte zu Ende bringen können; dann wäre er jetzt wohl schon ein beschäftigter Rechtsanwalt oder ein Gerichtsbeamter mit sicherem Einkommen. Diese schöne Hoffnung aber hatte der vorzeitige Tod seines Vaters zunichte gemacht, denn es hatte sich hierbei herausgestellt, daß seine Mutter nicht imstande war, die Mittel für die Beendigung seines Studiums aufzubringen, so daß dieses abgebrochen werden mußte. In seinem jugendlichen Freiheitsdrange hatte es aber Timotheus Zipfel verschmäht, in die bescheidenere Laufbahn eines „Subalternbeamten“ einzulernen, und es vorgezogen, sich in seiner Vaterstadt als „Rechtskonsulent“ niederzulassen. Aber die „Klienten“ waren von Anfang an spärlich und blieben es, und die Mitarbeiterlosigkeit an einem politischen Blatte konnte ihm keinen genügenden Lebensunterhalt gewähren. „Helfe, was helfen kann,“ dachte da unser verunglückter Jurist und studierte, nach einem anderweitigen Broterwerb ausschauend, jetzt fleißig den Inseratenteil der Zeitungen. Da las er eines Tages auch: „Maschinenschreiberin, gewandt stenographierend, sucht Dr. B. Mannesmann, Rechtsanwalt.“ „Maschinenschreiberin,“ brummte er ärgerlich, die letzte Silbe des Wortes betonend, „warum will der Mann nicht ebenso gern einen Maschinenschreiber beschäftigen? Da könnten doch ihm und mir meine juristischen Kenntnisse zugute kommen, und er müßte mir doch wohl den Vorzug vor einer „Maschinenschreiberin“ geben! Frisch gewagt ist halb gewonnen! Ich probier's und stelle mich dem Manne vor!“ Gesagt, getan! Er begab sich unverweilt nach dem Bureau des Rechtsanwalts, läutete und trat ein. Eine junge, hübsche und stattliche Dame empfing ihn. „Sie wünschen?“ fragte sie ihn kurz und er antwortete ebenso lakonisch: „Den Herrn Rechtsanwalt zu sprechen!“ — „Der bin ich,“ sagte die Dame. „Womit kann ich dienen?“ Daß der Rechtsanwalt auch eine Dame sein könne, die noch zudem den Namen Mannesmann trug, daran hatte Timotheus Zipfel zwar bis jetzt nicht gedacht, er gewann aber doch rasch wieder seine Fassung und sprach in bestimmtem Tone: „Ich wollte mich um die Maschinenschreiberstelle bewerben!“ — „Ich habe doch ausdrücklich in dem Inserat angegeben, daß ich eine Maschinenschreiberin suche,“ sagte „der Rechtsanwalt“ — „können Sie denn nicht besser lesen? Ich beschäftigte aus Prinzip nur weibliches Personal.“

„Übrigens ist die Stelle schon vergeben!“ Ein leichtes Nicken mit dem Kopfe besagte, daß sie die Angelegenheit, als erledigt betrachtete und unserem Stellenbewerber blieb auch nichts übrig, als mit einem leichten: „Dann entschuldigen Sie!“ und einer leichten Verbeugung den Rückzug anzutreten. Auf dem ganzen Heimwege aber brumpte er in Gedanken noch lange über diese „Frauenrechtlerinnen“, die so weit gingen, „aus Prinzip“ keine männlichen Angestellten haben zu wollen. Es war ihm daher eine rechte Genugtuung, als er etwa drei Wochen später in derselben Zeitung das gleiche Inserat wieder fand. „Aha,“ sagte er jetzt, „das Fräulein Rechtsanwält hat scheint's doch noch nicht das Richtige gefunden. Ob ich es noch einmal probiere? Da kommt mir ja eine famose Idee: als richtige Maschinenschreiberin — ha, ha, weil sie es doch nicht anders haben will . . . Mundus vult decipi, ergo decipiatur!“ Ein Blick in den Spiegel belehrte ihn, daß er immer noch das mädchenhafte Gesicht hatte, wegen dessen er schon so oft ausgehänfelt worden war, nur das kleine Schnurrbartchen mußte zum Opfer gebracht werden. Dagegen kam ihm sein krauser Lockenkopf jetzt sehr zu statten, da er eine Perrücke über-

soßst du später erfahren,“ gab er zur Antwort. „Gib mir jetzt nur einmal das Kleid und die dazu gehörende Kopfbedeckung!“ Die Kostümprobe fiel über alles Erwarten gut aus, da die beiden Geschwister von derselben Größe waren. „Es ist wirklich wahr,“ sagte die Schwester erstaunt, „kein Mensch würde dich für einen verkleideten Mann halten.“ Belustigt sagte darauf Timotheus Zipfel: „Von heute an heiße ich auf unbestimmte Zeit Thekla Zipfel, und das Kostüm behalte ich gleich an. Meine eigenen Kleider hebe mir einstweilen auf; ich werde sie einmal gelegentlich abholen. Jetzt gehe ich direkt zu meinem Rechtsanwalt!“ Damit war er schon fort, und die Schwester sah ihm fast erschrocken nach, da ihr in den Sinn kam, der Bruder könne den Verstand verloren haben. Denn es war ihr natürlich nicht klar, warum er in diesem Aufzug jetzt gerade zu einem Rechtsanwalt gehen wollte. Aber sie beruhigte sich bald darauf, als ihr die vielen andern losen Streiche und Nummerereien in den Sinn kamen, die ihr Bruder, als er noch ein lustiger Student war, schon ausgeführt hatte. Timotheus Zipfel aber ging jetzt wirklich als die Maschinenschreiberin Thekla Zipfel zum Rechtsanwalt Fräulein Dr. Paula Mannesmann und wurde — angenommen! „Sie“ konnte gleich ihre neue Stelle antreten und überrasschte schon am ersten Tage ihren „Chef“ durch ihre auffallenden Kenntnisse in allen Rechtsangelegenheiten. „An Ihnen ist ja wirklich ein Rechtsanwalt verloren gegangen,“ bemerkte sie scherzend, „oder haben Sie am Ende gar einmal wirklich Jurisprudenz studiert?“ setzte sie mit wärmerer Anteilnahme hinzu. „Das würde mich wirklich sehr interessieren! Der Verein für Frauenschutz und Frauenrecht, dessen Präsidentin ich bin, hat nämlich erst in seiner letzten Sitzung eine kräftige Aktion für vermehrtes Frauenstudium beschlossen.“ Jetzt faßte sich unser Timotheus Zipfel unter dem Schutze seiner weiblichen Kleidung ein Herz, erfaßte den günstigen Augenblick des Glücks und sagte: „Ja, ich habe studiert, und es fehlten mir nur noch zwei Semester zur Absolvierung des Studiums.“ Dann erzählte er kurz den Hergang, und wie es seiner Mutter nach dem Tode des Vaters nicht mehr möglich gewesen sei, die „Tochter“ weiter studieren zu lassen. Von jetzt ab betrachtete Fräulein Dr. Mannesmann ihr „Bureaufräulein“ als ihren Schützling, dem sie bei nächster Gelegenheit ein Stipendium zur Vollendung seines Studiums zu erwirken bestrebt sein würde. Die Sache schien aber ihre Schwierigkeiten zu haben; denn es verging ein Vierteljahr, ohne daß sie wieder darauf zurückgekommen wäre, und Timotheus fing schon an zu glauben, daß er sich wieder einmal zu früh gefreut habe. Er arbeitete aber nach wie vor zur vollen Zufriedenheit des Fräuleins, hatte jetzt ein genügendes Auskommen,



Da las er fleißig den Inseratenteil der Zeitungen.

klüßig machte. Aber woher das Kostüm nehmen? Da kam ihm in den Sinn, daß seine jetzt verheiratete Schwester als Mädchen einst eines der damals Mode gewordenen „Reformkostüme“ getragen hatte. Er ging zu ihr und fragte sie darnach. „Ich habe es noch, trage es aber längst nicht mehr. Was willst denn aber du damit? Es sind ja jetzt doch keine Maskenbälle?“ — „Das

und kein Mensch war bis heute hinter seine „pia frau“ — den „frommen Betrug“ hinsichtlich seines Geschlechts und seiner entsprechenden Kleidung — gekommen, und wer weiß, wie lange er denselben noch hätte fortsetzen können, wenn er sich schließlich eines schönen Tages durch seinen Mangel an Überlegung und Selbstbeherrschung nicht selbst verraten hätte . . . Einmal war die Sache noch mit Glimpf abgelaufen. Timotheus pflegte nämlich bei seinen Abend- und Sonntagspaziergängen von seiner Männlichkeit Gebrauch zu machen, sich nach wie vor in Herrenkleidung sehen zu lassen und war nicht wenig erschrocken, als sein „Rechtsanwalt“ eines Tages zu ihm sagte: „Gestern sah ich im Theater einen jungen Mann, der Ihnen auffallend ähnlich sah. Ich glaube, es macht Ihnen wohl Spaß, als Mädchen auch einmal in Männerkleidung sich zu zeigen? Sie stand Ihnen wirklich nicht schlecht!“ setzte sie, ihn jetzt schärfer und mit einigem Mißtrauen ins Auge fassend hinzu. „D das war gewiß wieder einmal mein Zwillingbruder Timotheus,“ sagte jetzt der sich schon fast für verloren haltende und log noch dazu in „Wahrung berechtigter Interessen,“ wozu er als Jurist sich befugt glaubte. „Schon als Kinder, solange wir beide Mädchen trugen, wurden wir immer miteinander verwechselt!“ Das Fräulein Rechtsanwalt ließ die Sache auf sich beruhen und hätte den Vorfall vielleicht vergessen, wenn nicht einige Zeit darauf Timotheus um einen Ferienurlaub von sechs Wochen gebeten hätte. „Einen Ferienurlaub von sechs Wochen?“ sagte diese verwundert, „und jetzt, im Februar, wo kein Mensch an eine Sommerfrische denkt, was fällt Ihnen nur ein, Fräulein Zipsel?“ — „Ja, schöne Sommerfrische!“ pläzte jetzt Timotheus ärgerlich und ganz unbedacht heraus, „den Einrückungsbefehl zu einer Dienstübung habe ich erhalten!“ — „Das ist allerdings merkwürdig,“ versetzte darauf das Fräulein Rechtsanwalt, „bis jetzt war es mir unbekannt, daß sich die allgemeine Wehrpflicht nun auch auf das weibliche Geschlecht erstreckt!“ — Armer Timotheus! Denn „dem war kaum das Wort entfahren, möcht' er's im Busen gern bewahren. Umsonst, der schreckensbleiche Mund macht schnell den Schuldbewußten kund!“ — — — Jetzt war seine Rolle verspielt, darüber war kein Zweifel mehr, und er tat nun auch das Klügste, was er in seiner Lage tun konnte: er legte ein offenes Bekenntnis ab, was ihn zu dieser „schönen Nummer“, um mit Shakespeare zu reden, getrieben habe. Fräulein Dr. Mannesmann nahm die Sache ruhiger, als Timotheus erwartet und befürchtet hatte. War es ihr Bedauern mit der Lage eines jungen Mannes, der in seiner Not einen so abenteuerlichen Schritt gewagt hatte, oder hatte sie vielleicht schon den Betrug durchschaut und erkannt — darüber konnte er nicht ins reine kommen, und wenn

unserer Leserinnen den Grund dafür, daß sie über den Betrug nicht so aufgebracht und empört war, wie sie es hätte sein dürfen, in einer gewissen . . . Sympathie für den jungen Mann suchen möchten, so können wir ihnen ebenfalls nicht unrecht geben. Einweilen haben wir nur zu berichten, daß Timotheus von Fräulein Dr. Mannesmann mit den Worten entlassen wurde: „Nun, wenn Sie zum Militärdienst einrücken müssen, dann



„Dem war kaum das Wort entfahren, möcht' er's im Busen gern bewahren.“

kann ich Ihnen natürlich den verlangten Urlaub nicht verweigern . . . vielleicht reden wir später noch einmal über diese merkwürdige Sache!“ Timotheus war im stillen freudig überrascht von diesen Worten, trotzdem sie so kühl und geschäftsmäßig klangen. Hatte doch das Fräulein von „Urlaub“ und nicht von „Abschied“ oder gar „Entlassung“ gesprochen, und vollends die letzten Worte des Fräuleins gaben ihm doch die Gewißheit, daß er es wagen dürfe, ihr später wieder unter die Augen zu treten. Und von dieser, wenn auch nur angedeuteten Erlaubnis machte er mit Freuden Gebrauch, als er sechs Wochen später aus dem Militärdienste wieder entlassen worden war, ja er machte — und vielleicht nicht ohne Absicht! — seinen Besuch in seiner schmutzen feldgrauen Uniform, die ihn trefflich kleidete, und nicht minder gut stand ihm das Schnurrbärtchen, das er sich in seiner Dienstzeit hatte wachsen lassen . . . Er wurde auch gar nicht unfreundlich von dem Fräulein empfangen und glaubte sogar zu bemerken, daß sie ihn nicht ohne ein gewisses Wohlgefallen betrachtete . . . vielleicht bildete er es sich in seiner jugendlichen Eitelkeit nur ein, weshalb wir dies auf sich beruhen lassen wollen. Aber Tatsache war jedenfalls, daß sie ihm erlaubte, fortan wieder seine Schreibtische zu verlassen wie zuvor, aber natürlich nicht mehr

in Mädchenkleidern. Und auch die Frage wegen seines „Weiterstudierens“ kam bald wieder aufs Tapet. Diesmal sagte Fräulein Doktor: „Mit einem Stipendium des Frauenvereins für Sie ist es nun natürlich nichts. Wenn Sie aber wirklich die Ihnen fehlenden zwei Semester nachstudieren und dann das Staatsexamen machen wollen, so bin ich bereit, Ihnen dazu die Mittel vorzuschließen!“ Ob Timotheus wollte! Es fehlte nicht viel, so wäre er seiner Wohltäterin um den Hals gefallen . . . aber das ließ er natürlich bleiben.

* * *

Zwei Jahre sind seither verstrichen. Was sich in dieser Zeit zugetragen hat in bezug auf den Helden unserer Geschichte und seine lebenswürdige Gönnerin, wollen wir nicht ausführlich erzählen: unsere Leserinnen werden es erraten und sich alles selbst ausdenken können, wenn wir ihnen kurz mitteilen, daß seit kurzem die Porzellantafel an dem Hause, in dem sich das uns wohlbekannte Rechtsanwaltsbureau befindet, durch eine andere ersetzt worden ist. Diese aber zeigt jetzt die Inschrift:

Dr. Timotheus und Dr. Paula Zipfel-Mannesmann, Rechtsanwälte.

Das Schwein ohne Schinken.

Von Berthold Lanzén.

Der Mathiesbauer hatte Unglück mit seinem Buben, seinem Einzigen. Erstens taugte er nicht zum Bauer; er war nicht „fest“ genug. Daß er einen guten Kopf hatte und auf die Bücher verfaßten war, machte die Sache nur noch schlimmer. Er mußte notwendig in die Realschule im Amtsstädtle. Zweitens lernte er nach der Einsegnung noch immer weiter und war doch fast fünfzehn Jahr alt. Das tut doch kein vernünftiger Mensch. Es half nichts — er ging ins Steuerfach und wurde Beamter! Der Ernstel vom Mathiesbauer. Der Bäuerin schmeichelte das, wie die Wieberdölker nun mal sind; aber als ihr Bub an den Bodensee veretzt wurde, war ihre Freude gering. Das dickste Ende kam noch. Drittens: der Ernst ging hin und nahm sich ein Weib. Nicht die Kofel mit der hohen Schulter, die ihm die Eltern ausgesucht hatten, wo doch die Äcker und Matten von deren Leuten so schön an dem Mathies seine angrenzten. Nein, eine von der anderen Seite des Berges, ausgerechnet eine, die nichts hatte, eine Lehrerswaife. Hanne Steiger hatte wirklich nichts von Geld und Gut. Sie hatte nur ihre junge Schönheit, ihren schlanken, hohen Wuchs und auf dem stolz getragenen Haupt eine Fülle ährenblonder Haare. Daß sie auch Haare auf den Zähnen hatte und

mit frohem Lachen schaffte für zwei, das merkten die Mathiesleute gar bald, rechneten es aber für nichts, und daß der pünktlich eingetroffene Bub in der Hanne „Geschlecht“ schlug und nicht in das der Mathiesleute, war ein Verbprechen.

Der Ernst tat redlich seine Pflicht als Grenzaufseher, vielleicht noch etwas mehr. Jedenfalls blieb er während des Krieges auf seinem nicht gefahrlosen Posten als „unabkömmlich“ bei Frau und Kind und erlebte manche interessante „Streife“ und Schmugglergeschichte. Eines schönen Tages aber ging er auf höheren Befehl mit Hanne und seinem kleinen „Seehäsen“ nach Pf., der alten Stadt der Goldschmiede. Er war gestiegen, der Ernst! — Wohl fühlten sie sich freilich dort nicht; er hatte ja keinen Dienst und war ehrgeizig; Hanne aber kam sich vor wie eine Maus in der Falle und meinte zu erstiden zwischen den hohen Häusern. Sie sehnte sich krank nach ihrem lieblichen Tal mit seinen grünen Wäldern und fruchtbarren Gärten und Äckern; endlos erzählte sie dem aufmerksam horchenden Walterle von den Wichtele in der Haseler Höhle und besonders vom Feldberg. Beständig lag sie ihrem Mann in den Ohren, das Walterle sei so gering, dem täte Landluft not. „Was willst denn? Vielleicht gar wieder nach Neukirch?“ fragte Ernst unwirsch, als sie eines Tages besonders arg machte und weinte. „Ha! warum denn nicht? O, du mein herzliebster Mann, tausch doch mit dem Rieder-Gustel, der nicht fort will von hier. Nach 'ne Eingab, daß du aufs Finanzamt nach Neukirch kommst.“ — „Und was war damit gebessert? Dann heultest du dort im Städtle wie da in der Stadt,“ brummte Ernst, „und woher 'ne Wohnung nehmen, he?“ — „Wohnen könnten wir bei deinen Eltern in Oberdorf. Die haben ja eineweg Mieter im obern Stock.“ Ernst riß Mund und Augen auf: „Du hast Kurasch!“ „Ja freilich. Für sechs! Wenn ich nur da hinaus tumm.“ — Was sahete eine kluge Frau nicht durch? Manchmal auch eine arge Dummheit! — Nach einigen Monaten konnte der Ernst Bodenreuter mit Familie in sein Waterhaus einziehen. Die Mathiesleute nahmen ihren Buben und dessen Bueble mit offenen Armen auf, der Schwiegertochter gaben sie kaum die Hand. Gleich am ersten Tage leuchte die Bäuerin die steile Treppe hinauf und legte „Schweineres für den Ernstel und Zwetschgenwaisen fürs Bueble“ humms! auf den Küchentisch vor Hannes Nase. „An die Mamme?“ fragte Walterle? Aber die Großmutter schien taub zu sein und humpelte eifertig treppab. Spöttlich lachte Hanne hinter ihr drein. Was lag ihr daran? Hatte sie doch ihre ganze wunderschöne Heimat vor der Tür! „O Täler weit, o Höhen!“ sang sie munter und ihre Arbeit flog nur so. — Duken ließ sie sich freilich nicht und übers Ohr hauen schon gar nicht, und als sie sah, daß die zärtlichen Eltern ihnen für

Milch, Butter und Eier das Doppelte des sonst üblichen Preises anrechneten, bezog sie diese schönen Sachen nicht mehr von ihnen. — Natürlich schalt die Bäuerin nun tüchtig über sie und klagte den Nachbarn, „Jell Ripp, dem Ernschtel seine, mache es alle Tage wieschter.“ Die Nachbarn aber schauten „Jellem Ripp“ zu, wie es tapfer bei allen Arbeiten zugriff und auf alle Scheltreden der verbitterten Alten gar nicht oder mit gutem Humor antwortete. Die Mathiesleute waren nur zu gut bekannt als hart und geizig. So kamen die Nachbarn, schon um die Alten zu ärgern, der „herzugeloffenen“ Schwiegertochter freundlich entgegen, auch verstand Hanne es, sich überall rasch Freunde zu machen. — Daß das Walterle rund und rosig wurde und sein Mammle ihm nach wie vor über alles ging, war ihr ein Herzensstrost. — Den brauchte sie mit der Zeit immer mehr, denn — der Ernst hielt mehr und mehr zu seinen Eltern, wenn Hanne auch noch so sehr im Recht war. Und als Walter ein Schwesterlein bekommen hatte, kam die Eier der Mathiesleute auch über Ernst.

Er hätte gut von seinem Gehalt leben können; aber nein! Er mußte ein Feld pachten. Das Schmd davon verkaufte er dem Mehger, und der gab ihm ein halbes Schwein dafür. Das war der Hanne nun auch nicht unlieb, und sie lebten herrlich und in Freuden. — Die Alten schnupperten befremdet, wenn der Duft von gebratenem Speck durchs Haus zog, und die Mutter ließ es nicht an Stichelreden fehlen. — Eines Morgens konnte Hanne nicht widerstehen; in übermütiger Laune brachte sie den Alten zwei rosige und zarte Ripple freundlich auf den Tisch, „3 Müene“, wie sie sagte. „Frisch deinen Dreck allein. Wer hent selber,“ schrie der Mathies sie an. Dabei hatte er aber die Ripple schon in der Faust und aß sie alle beide! — Dann dachte er tief und lange nach — — „Weischt, Ernscht,“ meinte er dann im nächsten Sommer, „mer hent nit Futter g'nug. Du gibst uns der Schmd und mer gebe dir 'n halbes Schwein, so gut wie der Mehger-Albert. Die Mutter heizt und räuchert's dir obendrein.“ Ernst war's zufrieden. — Hanne sagte: „Mann, du wirst nie gesehit. Mich nimmt's nur wunder, was sie jetzt anstellen werden.“ „Sa,“ meinte Ernst, „die Mutter versteht's Beizen und Räuchern aus dem ff. Der Speck ist wie Kufkern, und erst der Schinken! Da wirst schauen!“ Walterle hatte gut zugehört und freute sich mächtig auf den „Sfinte“. — Zur gehörigen Zeit wurde geschmndet und gemezget. Das Schwein

wurde geteilt und die Bäuerin legte alles in die Beize. Dann hing sie es zum Abtropfen auf den Speicher und zeigte „Jellem Ripp“ stolz hüben ihren eigenen Anteil und drüben „dem Ernscht seinen“.

Es war alles in schönster Ordnung und Hanne lachte das Herz. — Später half sie dann der Mutter beim Richten des Rauchofens und die beiden Frauen wurden ordentlich gut Freund darüber. — Aber — — eines Abends, da kam Mutter Mathies hinauf zur Schwiegertochter und hatte „Schäufle“ in der Hand: „Da hast. Koch's morg in Chruet.“ Damit war sie auch schon



„Hent Schwein Schinke oder nit?“ schrie Ernst drohend.

wieder fort. „Sonderbar!“ dachte Hanne; „ich kann mir doch selber mein Sach hole, wenn ich's brauch. — Da isch ebbes los. Morgen geh ich schauen.“ — Am andern Morgen klagte Walter über Hals- und Kopfweh, blieb im Bett und hatte Grippe. — Es dauerte länger, bis er wieder umherkief und spielte, er blieb blaß und müde und mochte gar nicht essen. — „Horch, Walterle, jehz hol ich dir von unserm Schinke, den isst du arg gern.“ schmeichelte die besorgte Mutter. Die Großmutter stand daneben und bekam Husten. „Daß nur, Hanne,“ sagte sie, „du mueßt müed sein. I gang schon und bring dem Büeble ein oder zwei Ripple, die Schinke müeße noch hänge.“ Hanne ließ sie gehen. Sie hatte drei Tage hintereinander am Waschtrog gestanden und fühlte alle ihre Knochen. Auch aß Walter seine Ripple mit Vergnügen. Nach einigen Tagen

aber g'lustete es ihn „so secht nach Sinte“, daß seine Mamma die Leiter zur Rauchtammer hinaufkletterte. — Wie war ihr denn? — Alles leer! — „Wo isch der Sinte?“ fragte Walter weinerlich, als sie wieder bei ihm stand. „Weg isch er,“ sagte Hanne kurz und ging hinunter. Beide Kinder zogen laut wehlagend hinter ihr her zu den Alten in die Küche und riefen: „Sinte weg! Sinte weg!“ — Da kam auch der Ernst gerade heim und trat herzu. „Will uns die Mutter nur immer unsern Teil gebe. Ich verwehr ihn schon selber,“ sagte Hanne mit beherrschter Stimme, aber ihre großen, grauen Augen blitzten. — „Gure Sach hent Ihr g'hatt un gesse,“ sagte die Bäuerin und kratzte ohne aufzuschauen in der Pfanne am Kragede weiter, das sie hatte. „Wohl, wohl!“ stimmte Mathies keifend zu, „längst hent Ihr's gesse, doppelt und dreifach. Die Schäusle un die vielen Ripple un die — „Daß i nit drauf vergiß,“ schrie die Bäuerin, „die Speckseite, ja, die kriegt Ihr noch.“ — „Und die Schinken, Mutter? Ein Vorder- und ein Hinterschinken g'hört noch unser,“ sagte Ernst zornig, und die Kinder jammerten: „Sintel mer wölle Sinte.“ — Lange Pauze! Die vier Schinken waren schon vor 14 Tagen „uff“ Basel gereist und das Geld dafür lag in Mathies' „Kaschte“.

Ernst und Hanne sahen sich stumm an. Um Hannes Augen und Mund zuckte es wie lauter Spott; ihr Zorn war schon wieder verraucht. Hatte sie es nicht gleich gesagt: „Was stelle sie nu an?“ — In Ernst aber lochte es. Sach wie er war, ergriß er einen Stuhl und schwang ihn hoch in die Luft. Das sehen und sich die Arme aufstumpeln, die beiden krummen Beine möglichst auswärts auf den Boden pflanzen, war bei dem Alten nur eins. „Hent Schwein Schinke oder nit?“ schrie Ernst drohend. Nun konnte der Spektakel ja losgehen. Es wäre nicht das erstemal, daß sich im Dorf Vater und Sohn „verschlogn“¹⁾ hätten. Großmutter stemmte — sportfroh sozusagen — die Arme in die Seite! — Aber vor den Kindern? Das gab's nicht, bei der Hanne nicht.

Blitzschnell nahm sie das Annele auf den Arm und den Walter an die Hand. „Still, Kinderle. Sell Schwein hätt kei Schinke g'hatt. — Ernächt! Du bist Beamer! Kumm!“ — Damit ging sie lachend nach oben. — Ernst ließ den Stuhl fallen, als hätte er sich daran gebrannt. Bald hätt' er sich gerauft, er, der Beamer! — Er ließ Hanne schleunigst nach und küßte sie zum erstenmal wieder nach langer Zeit.

Unten sagte der Großvater in alter Gewohnheit: „So 'n Ripp!“ Doch er schmunzelte, und die beiden Alten freuten sich, daß „es“ so gut abgelaufen war. — Von diesem Tage an aber

¹⁾ geprügelt

stand „sell Ripp“ bei ihnen in Ehren, und als nach Jahr und Tag wieder ein Schwein geteilt wurde, hatte es seine sämtlichen vier Schinken.

Gespräch in der Kleinbahn.

In der Kleinbahn, die von Bruchsal durch den Kraichgau nach Odenheim-Hilsbach fährt, saßen drei Frauen im eifrigen Gespräch. Die eine war aus Bruchsal, die andere hatte ihre Heimat im Markgräflerland, und die dritte war aus Basel, wie sich im Verlaufe der Fahrt ergab, und jede sprach in ihrem heimatlichen Dialekt. Die Frauen unterhielten sich über die Verschiedenheit der Dialekte, und die Bruchsalerin stellte fest, daß sogar ein jedes Dorf im gleichen Bezirk eine andere Sprach' habe, am merkwürdigsten aber sprächen die Essener (Bewohner von Essenz, einem Ort im Amt Bruchsal), denn sie hingen an jedes Wort noch ein „e“ an. So sprechen die Essener, so bemerkte sie, nicht wie wir: „Supp“, „Brill“ oder „Rapp“, sondern „Suppe“, „Brille“, „Kappe“. Die beiden anderen Frauen gaben ihrem Erstaunen über den merkwürdigen Dialekt der Essener lebhaft Ausdruck und konnten sich nicht genug darüber wundern.

Verbotene Früchte.



„Wie kommt es, daß Ihre Kinder den Lebertran so gerne nehmen?“

„Ich habe es ihnen verooten!“

Die unser schönes Weihnachtslied „Stille Nacht, heilige Nacht“ entstanden ist.

Historische Erzählung von Jos. Gottlieb, Frankfurt a. M.

Es war am 23. Dezember des Jahres 1818. Über dem bayerischen Hochgebirge verglomm der letzte Tageschein in roter Glut; tiefe Schatten legten sich über das Tal. Hoch oben auf schmalen Fuhrpfad schritt ein Wanderer; eben trat er aus einer Felschlucht hervor. Es war Joseph Mohr, der Vikar von Oberndorf an der Salzach, die hier zwischen Osterreich und Bayern die Grenze bildet. Er stammte aus Salzburg, wo er am 11. Dezember 1792 geboren war, hatte vor drei Jahren die Priesterweihe empfangen und seitdem schon in Ramsau sein Amt verwaltet. Jetzt stand er im geistlichen Dienst der neuerrichteten Pfarrei von St. Nikolaus und weidete die Oberndorfer Herde. Mohr kam von einem Krankenbesuche. Die stille Wanderung auf einsamer Bergeshöhe war ihm heute besonders lieb; denn in seiner Seele sang und klang es von Weihnachtsfreude und Weihnachtsfrieden. Nur langsam schritt er talwärts; denn das Köstliche dieses Abends wollte er ganz auf sich einwirken lassen. Die Nacht stieg heraus aus den Tälern und bedeckte nun auch die hohen weißen Bergspitzen. Am dunkeln Himmel erschien ein Stern nach dem andern, bis das ganze Heer erstrahlte in funkelnder Pracht.

Eine Biegung des Weges brachte den Wanderer an einen Felsvorsprung. Da fesselte ihn ein wunderbares Bild, und er setzte sich auf einen Baumstumpf, um es sinnend zu betrachten. Zu seinen Füßen dehnte sich die Alm; tief unten im Tal schimmerten die Lichter von Arnsdorf und weiterhin die von Oberndorf. Ferne leise Glockentöne durchzogen die stille Luft, und nun stieg hinter dem finstern Tannenwald die Mondschmelz herauf, glänzend wie Silber, und spiegelte sich im dunklen Bergsee.

Mohr saß lange und schaute bewundernd über die weite Gegend. Und wie er saß und sann, wandelte der Weihnachtsklang in seinem Herzen das Bild vor seinen Augen: Dort unten, wo die Lichter von Arnsdorf leuchteten, lag Bethlehem; jenes Hüttchen zur Seite mit dem flackernden Flämmlein war der Stall, wo Maria und Joseph voll Dank und Freude bei dem Jesuskinde wachten. Heimwärts im Talgrund auf dem freien Weideplatz lagerten die Hirten bei ihren Herden, das Herz voll Verlangen nach dem verheißenen Erlöser und die Blicke auf den Wunderstern gerichtet. Auch Joseph Mohr schaute mit sehnellichem Verlangen nach oben, war ihm doch, als sähe er den Himmel sich öffnen und die Engelschar in himmlischem Glanze herniedersteigen,

um der armen Erde die große Freude zu verkünden, die allem Volk widerfahren ist; und seine Hände fasteten sich zum Gebet. — Dann aber raffte er sich empor aus Schauen und Sinnen, stieg ins Tal hinab und schritt rüstig dem Schulhause in Arnsdorf zu.

Dort amtele schon seit zehn Jahren der Lehrer Franz Xaver Gruber, der daneben auch den Organistendienst in Oberndorf mit zu versehen hatte. Dieser, in Hochburg am 25. November 1787 von armen Webersleuten geboren, war ein trefflicher Musikus und Komponist, der von Kindheit auf die edle Tonkunst mit Begeisterung getrieben hatte, und dazu dem jungen geistlichen Herrn freundschaftlich zugetan. Gruber hatte den Vikar erwartet und kam ihm schon unter der Haustür entgegen.



Der Komponist von „Stille Nacht, heilige Nacht“, Lehrer Franz Xaver Gruber.

„Grüß Gott, lieber Sepp!“ rief er, „gut, daß du endlich da bist!“ —

Freudig erwiderte Mohr den Gruß und begab sich mit dem Freund in das einfache, aber freundliche Wohnzimmer. Das alte Tafelklavier (Spinett) war geöffnet, und die umherliegenden Notenblätter ließen erkennen, daß Franz Gruber sich wieder mit seiner geliebten Musik beschäftigt hatte.

„Nimm's nicht für ungut, mein lieber Franz!“, begann Mohr, „daß ich dich ein wenig warten ließ; ich mußte aber zuvor die alte franke Sandlin besuchen, und Krankenbesuche, das weißt du auch, lassen sich nicht aufschieben.“

„Ich weiß“, erwiderte Gruber verständnisvoll und nötigte seinen Freund zum Ausruhen in den großen Sessel, in dem dieser sich stets niederzulassen pflegte, wenn er im Schulhause einkehrte. — Während Gruber die Notenblätter auf dem Klavier ordnete, fuhr Mohr fort: „Du weißt, lieber Franz, daß unsere Kirchenorgel schon lange an Altersschwäche leidet und am vergangenen Sonntag ganz versagt hat. Nun hoffte ich, daß sie zum Weihnachtsfest wieder ausgebessert sein würde. Aber der Orgelbauer Mau-racher aus Jügen schreibt mir, daß er erst nach dem Feste kommen könnte, und so sind wir leider genötigt, das hochheilige Weihnachtsfest zum ersten Male ohne Orgelklang zu feiern. Wir müssen daher selbst etwas Neues auf den Chor bringen, dem Christkind zu Ehren! Verfassen wir zwei etwas für die heilige Nacht! Ich mache den Text, und du, lieber

Freund, schreibst die Melodie dazu; denn deine hervorragenden musikalischen Kenntnisse befähigen dich hierzu; hast uns ja schon manch schöne Probe deines herrlichen Talents gegeben.“*)

„Nun ja,“ antwortete Gruber bescheiden, „es ist mir mit Gottes Hilfe wohl schon manches Liedlein geraten, aber etwas von dauerndem Wert habe ich noch nicht geschaffen. Hoffentlich gelingt mir's, zu deinem neuen Lied eine passende Melodie zu finden!“

Mohr stand auf, und mit freudigem Dank seinem Freunde die Hand reichend sprach er: „Schön, daß du bereit bist! Gelingen wird dir's schon, das weiß ich. Zur Begleitung nehmen wir die Gitarre, die meisterst du ja ebenso wie deine Orgel.“ —

Gruber machte ein bedenkliches Gesicht; aber Mohr kam ihm zuvor: „Nur keine Einwendungen, mein Freund! Morgen mittag bringe ich dir die Dichtung; du schreibst die Melodie, und in der Christnacht schon singen wir beide das neue Lied; du sollst sehen, es geht auch ohne Orgel!“

„Das schon,“ meinte Gruber, „aber die Gitarre, das ist doch kein kirchliches Instrument, und die Gemeinde — — —“

„Unsere Gemeinde? Aber, lieber Franzl, die wird sich an dem neuen Lied erfreuen und dankbar sein, daß wir die fehlende Orgel, so gut es geht, ersetzen! Nein, nein, darüber mach dir keine Sorgen!“

„Nun gut,“ stimmte Gruber zu, „dann wollen wir unser Bestes dransetzen. Aber bis mittag spätestens muß ich den Text haben.“

„Ich bringe ihn dir. Schon liegt er mir im Sinn; nur formen muß ich noch. Und damit mir's dazu nicht zu spät wird, muß ich jetzt heimgehen. Hüte dich Gott, lieber Freund! Auf Wiedersehen morgen mittag!“

Gruber begleitete seinen Gast noch eine kurze Strecke Wegs und kehrte dann ins Schulhaus zurück. —

Auf dem Heimweg ließ der junge Vikar nochmals all die schönen Bilder an seinem geistigen Auge vorüberziehen, die ihm so lebhaft vor der Seele gestanden. Sinnend wandert er langsam dem Pfarrhaus zu.

Im Ofen knisterten noch einige Gluten; er warf einen Buchenkloß dazwischen, daß die roten Funken lustig stoben. Dann zündete er das Studierlämpchen an, rieb sich die erstarrten Hände und setzte sich an seinen Schreibtisch. Die alte Schwarzwälder Uhr tickte ihren einförmigen Sang; im Ofen brumte das Feuer, und der junge Geistliche versank in tiefes Sinnen. Seine Gedanken aber weilten zu Bethlehem in der Nacht, da Jesus geboren war. —

* Eigene Worte Mohrs nach dem Bericht des Komponisten.

Dann nahm er den Federtiel und schrieb; und als er fertig war, las er's wieder und wieder durch und war zufrieden. In großen steilen Buchstaben stand nun vor ihm, was in seiner Seele lebendig geworden, sein Lied vom Christkind:

1. Stille Nacht, heilige Nacht!
Alles schläft, einsam wacht
Nur das traute heilige Paar.
Holder Knab' im lockigen Haar:
Schlafe in himmlischer Ruh!

2. Stille Nacht, heilige Nacht!
Gottes Sohn, o wie lacht
Lieb aus deinem göttlichen Mund:
Da uns schlägt die rettende Stund
Jesus in deiner Geburt.

3. Stille Nacht, heilige Nacht!
Die der Welt Heil gebracht,
Aus des Himmels goldenen Höhn
Uns der Gnaden Fülle läßt sehn:
Jesus in Menschengestalt.

4. Stille Nacht, heilige Nacht!
Wo sich heut alle Nacht
Väterlicher Liebe ergoß
Und als Brüder huldvoll umschloß
Jesus die Völker der Welt.

5. Stille Nacht, heilige Nacht!
Lange schon uns bedacht,
Als der Herr vom Grimme befreit
In der Väter urgrauen Zeit
Aller Welt Schonung verhieß.

6. Stille Nacht, heilige Nacht!
Hirten erst kundgemacht
Durch der Engel Alleluja,
Tönt es laut bei fern und nah
Jesus der Retter ist da!*)

Mohr trat ans Fenster und schaute noch einmal in die stille, feierliche Nacht hinaus; so still und feierlich war es auch in seiner Seele von Lob und Dank, denn „Jesus, der Retter ist da!“ wiederholte er immer und immer wieder. Schließlich murmelte er ein leises „Deo gratias“ (Gott sei Dank), sprach sein Nachtgebet und begab sich zur Ruhe.

Der fromme Mann aber ahnte nicht, daß seine Verse, aus überquellendem Herzen niedergeschrieben, einmal die ganze deutschsprechende Welt erobern sollten.

Der Tag vor Weihnachten war angebrochen. Ein leises Schneegewand lag über Berg und Tal; scharfer Nordostwind strich über die stille Winterlandschaft.

*) Text der Mohr'schen Dichtung.

Die lange Pfeife rauchend, durchschritt Mohr sein Zimmer. Noch beschäftigte ihn seine kleine Dichtung. Wieder las er sie durch, und befriedigt von dem Inhalt, an dem er nichts mehr zu ändern fand, faltete er gegen Mittag das Papier zusammen, barg es in seiner Brusttasche und machte sich fertig zur Wanderung nach Arnsdorf.

„Hier bringe ich dir meinen kleinen Christ- gesang!“ rief er Gruber freudig zu. „Es ist ja nur ein einfaches Liedchen, aber gib ihm eine gefällige Singweise, dann wird sich's schon machen. — Gruber entfaltete das Papier, las laut die einfachen, schlichten Worte und sagte herzlich: „Lieber Joseph, das ist eine Himmels- gabe, die du da bringst. Das ist ein Lied, das man gleich singen muß!“

Nachdem der Geistliche das Schulhaus ver- lassen hatte, um noch einige Vorbereitungen für das Fest zu treffen, vertiefte sich Gruber in das Werk seines Freundes. Da fingen sich auch in ihm weihnachtliche Stimmungen an zu regen, die Stimmungen wurden zu Tönen, und während seine Finger auf dem Klavier zur Probe von einer Taste zur anderen glitten, fügten sich die Töne wie von selber zur Melodie. Es dauerte nicht lange, so konnte der Komponist das neue Lied „Stille Nacht“ selber zum erstenmal anstimmen. Als die Noten zu Papier gebracht, wanderte er nach Oberndorf, um es dem Freund alsbald zuzustellen. Der war über die schnelle Erfüllung seines Wunsches hocherfreut; als aber erst die neue Weise an sein Ohr drang, dankte er dem treuen Ge- hilfien von Herzen; denn wahrlich, seinen Worten konnte kaum ein besseres Kleid angelegt werden.

* * *

Der heilige Abend des Jahres 1818 brach an. Es war eine herr- liche Winternacht. Die Sterne schimmerten am klaren Himmel; der Schnee knirschte unter den festen Schritten der Wanderer, die zu dieser Stunde die Dorfstraße belebten. Die Glocken von St. Nikolaus riefen zur Christmette, und in dichten Scharen eilten die Oberndorfer herbei. In den mäch- tigen ehernen Ton der großen Stifftsglocken der Stadt Laufen fielen rings die kleinen Glöden aller Kirchen und Kapellen ein, als wollten sie alle miteinander in den Lobgesang der Engel miteinstimmen: „Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden!“

Vom Markte herauf aber klang eine lustige Marschweise: Die Salzach-Schiffergarde zog in voller Parade nach der Kirche. Vor dem Altar stellten sich die zwei ältesten Schiffer als Ehren-

wache auf. Sie hatten Hellebarden in der Hand, trugen lange rote Röcke, weiße Strümpfe und enganliegende Kniehosen.

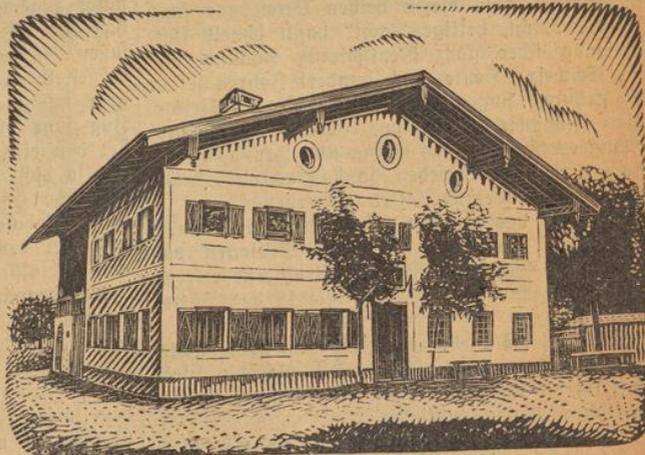
Die Christmette begann. An Stelle der Orgel begleitete ein Bläserchor den Kirchengesang. Nach Schluß des Gottesdienstes begab sich der Geist- liche auf die Orgelempore, wo er von Gruber mit der Gitarre in der Hand schon erwartet wurde. Ein leises, kurzes Vorspiel auf dem In- strument, und dann erklang es zum ersten Male durch die Kirche in tiefem Baß und hellklingen- dem Tenor, vorgetragen von seinen beiden Schöpfern, das herrliche Lied:

„Stille Nacht! Heilige Nacht!“

Ein Chor von Sängern, die ihre paar Taste nach dem Gehör eingelbt hatten, wieder- holte bei jeder Strophe den Schlußvers, so den Eindruck noch bedeutend erhöhend. Feierliche Stille herrschte im Gotteshause. Wie gebannt lauschten die einfachen Schifferleute von der Salzach dem weihvollen Gesang. Wort und Weise in ihrer Schlichtheit und Innigkeit griffen an ihr Herz und zitterten darin nach, und die weichen sinnigen Klänge hafteten in ihrer Seele, daß sie am liebsten gleich hätten mitzingen mögen.

Wie bei der Geburt des Heilandes schlichen Hirten zuerst die freudige Botschaft verkündet wurde, so erklang hier das herrliche Weihnachts- lied zuerst einfachen Schifferleuten.

Nach dem Gottesdienst hatte es sich schnell herumgejagt, daß der Herr Vikar und der Herr



Schulhaus in Arnsdorf, die Geburtsstätte des Weihnachtsliedes „Stille Nacht, heilige Nacht“.

Lehrer von Arnsdorf das schöne Lied gemacht hätten. Ein alter weißbärtiger Schiffer drückte Gruber an der Kirchentür in Dankbarkeit die Hand mit den Worten: „Herr Schullehrer, das neue Lied wird man noch singen, wenn wir längst gestorben sind.“ —

Und so ist es geschehen! Wieviel weihvolle

Weihnachtsstimmung und beglückende Weihnachtsfreude hat das schlichte Lied seit jener denkwürdigen Christmette des Jahres 1818 hervorgerufen! Wieviel Weihnachtslegen hat es gespendet, wieviel Heimatglück und Heimatsehnen in Millionen von Herzen lebendig gemacht! —

Über hundert Jahre sind seitdem vergangen; Dichter und Komponist schlummern längst im Schoße der Erde; Pfarrvikar Mohr verließ Oberndorf schon 1819. Nach vielen Wanderungen starb er in Wagrain im Salzkammergut, 56 Jahre alt, am 4. Dezember 1848 in ärmlichen Verhältnissen. Sein Freund Gruber folgte ihm im 77. Lebensjahre als Pfarrchordirigent zu Hallein bei Salzburg am 7. Juni 1863. Aber ihr Lied lebte fort und wurde auch in den Nachbarländern bekannt und gern gesungen.

Als der Orgelbauer Muraacher aus dem Zillertal, der die Oberndorfer Orgel wieder instand setzte, es bei dieser Gelegenheit kennen lernte und sein Wohlgefallen daran fand, nahm er auch eine Abschrift mit in seine Heimat.

Weder der Dichter noch der Sänger haben ihr Lied je im Drucke erscheinen lassen. Es blühte wie ein verborgenes Alpenweilchen, an dessen Duft nur die Zillertaler und Salzburger sich erfreuten, in seinem heimlichen Gassen.

Die vier Geschwister Straßer (Amalie, Karoline, Joseph und Andreas) Handschuhhändler, Sänger und Zitherspieler aus Leimach im Zillertal, sangen das Lied 1832 in Leipzig und später in Berlin. Von diesen beiden Orten aus fand „Stille Nacht, heilige Nacht“ dann schnell Verbreitung über ganz Deutschland, Holland und die Schweiz. Heute, nach hundert Jahren seiner Entstehung, singen es christliche Neger Afrikas, die Indianer Amerikas. Durch Missionare drang es hinüber nach China und Japan, hinauf nach dem hohen Norden, so daß es ein „internationales“ Weihnachtslied geworden ist.

So hat das einfache, liebe Lied in seinem Siegeslauf rings um die Erde Millionen von Herzen in Wort und Weise erwärmt und erfreut, in den Palästen der Reichen, wie in den Hütten der Armen.

Und da die Liebe es ist, die dem Weihnachtsfeste die Bedeutung gibt, so soll auch die Liebe es sein, die den beiden Schöpfern unseres schönen deutschen Weihnachtsliedes,

Joseph Mohr und Franz Gruber,
ein dankbares Gedekten sichert!

oo

Dank der verborg'nen Hand, der unsre Tag' entquillen,

Daß sie das Licht von fern uns ahnen ließ!

Nicht der Besitz, nur das Enthüllen,

Das leise Finden nur ist süß.

Liedge.

Allehand Lustiges aus dem alten Badener Ländle.

Von Dr. M.

1. Die Einweihung der Fürstenstuhlbahn.



nach vielen langen Verhandlungen war unter schwieriger Mitwirkung der Gemeinden des weingeseigneten Fürstenstuhlgebietes vom Landtag der Bau der Fürstenstuhlbahn genehmigt worden. Als die Inbetriebnahme der Bahn in naher Aussicht stand, wurde ein umfangreicher Festausschuß gewählt, an dessen Spitze der Bürgermeister von Schlus-

singen, ein wackerer, biederer Mann, der einen guten Tropfen nie verschmähte, stand.

Man war übereingekommen, daß am Tage der Eröffnung die ganze Bahnlinie befahren würde und die Gemeinderäte der beteiligten Gemeinden den Zug bestiegen, um gemeinsam nach Schlusingen zu fahren, woselbst die Eröffnungsfeier mit einem solennen Festmahle stattfinden sollte. Auch der Großherzog hatte sein Erscheinen zu der Einweihung der Fürstenstuhlbahn zugesagt, und es war bestimmt worden, daß der Hofwagen, in dem die Ehrengäste saßen, in den ersten Zug der Fürstenstuhlbahn eingestellt werden sollte. Alles wickelte sich programmäßig ab, und der Landesfürst kam. Der Zug fuhr pünktlich, nur wurde der Ehrentrunk bei den einzelnen Gemeinden immer ausgedehnter, so daß, als der Zug in Schlusingen einlief, sämtliche Ehrengäste etwas unter dem Eindrud des Alkohols standen. Eitel Freude herrschte auch bei dem Festakt, wobei der Bürgermeister von Schlusingen die Festrede halten sollte. Am den allgemein herrschenden Umständen gerecht zu werden, kürzte er die von freundlicher Seite verfaßte Festrede, die ihm doch nicht mehr gegenwärtig war, ab in die Worte: „Berehrte Festversammlung! G'esse hem mer g-nua, trunke hem mer g'nua, Seine Königliche Hoheit der Großherzog und de ganze Zähringer Löwefamilie sie lebe hoch, hoch, hoch!“ —

Alle Anwesenden waren hoch erfreut über die Kürze dieser Festrede, und huldvollst versicherte der Landesfürst dem Festredner, daß er noch nie eine so schöne, wahrhaftige und kurze Festrede gehört habe. Nachdem aber der Schlusinger Wein noch ausgiebig probiert worden war, fuhr der Landesfürst mit seinem Gefolge am Abend wieder nach der Residenz zurück, während die Teilnehmer aus den Fürstenstuhlgemeinden den

Festakt in der dort üblichen Weise bis in die frühen Morgenstunden ausdehnten. —

Fürsorglich hatte der Bürgermeister von Schlusingen den Feuerwehrgewagen bereit gehalten, um etwaige Zeitgenossen, die infolge ihres derzeitigen vorübergehenden Zustandes das Gehen ablehnen mußten, nach Hause zu verbringen. Auch hier verließ alles programmäßig, bis zu seinem großen Leidwesen am Morgen um 6 Uhr der Bürgermeister von Schlusingen aus dem ihm so nötigen Schlaf geweckt wurde. Der Führer des Feuerwehrgewagens rapportierte: „Do hem mer noch eine, mer henn gmeint, es sei der Burgemeister von Abfingen, aber si Frau het g'satt, er sei's nit.“ Dies veranlaßte den armen Bürgermeister von Schlusingen, die Hosen anzuziehen, um den „großen Unbekannten“ zu besichtigen. Nach eingehender Untersuchung stellte der Herr Bürgermeister fest, daß es doch sein Kollege von Abfingen sei, worauf der Feuerwehrgewagen unter Schimpfen seines Führers zum zweiten Male nach Abfingen fuhr. Diesmal lehnte die liebe-

Ihnen nicht sonderlich. Ich vermute, ein Glas Wein wäre Ihnen lieber,“ was der Herr Bürgermeister sofort kräftig bestätigte. Hierauf erhob die Großherzogin ihren Finger und sagte halb scherzend, halb im Ernst: „Ja, ja, Herr Bürgermeister, Sie haben mir meine Herren vor acht Tagen schön nach Hause geschickt.“ —

Die Fürstenstuhlbahn war von einer Privatbahngesellschaft gebaut worden, deren Oberhaupt in Berlin saß. Als dorthin die große umfangreiche Rechnung über das Festbankett vorgelegt wurde, befand sich darunter eine Position mit drei Fläschchen Sodawasser à zehn Pfennig = dreißig Pfennig. Diese Position veranlaßte den Leiter der Gesellschaft, der großzügig ohne jegliche Beanstandung an den großen Positionen für Wein und Sekt vorüberging, zu folgender Bemerkung mit Rotstift: „Das Rindvieh, das bei der Einweihung der Fürstenstuhlbahn Wasser soff, soll es selbst bezahlen,“ und strich diese Position auf der Rechnung, aber ohne daß es deshalb zu einer gerichtlichen Auseinandersetzung gekommen wäre.

2. Ein wahres Geschichtchen.

Der alte Großherzog sollte ins Marktgräser Land kommen. Fürsorglich hatte der Herr Oberamtmann schon die Bürgermeister darauf aufmerksam gemacht und ihnen anempfohlen, wenn der Großherzog kommt, so zu reden, wie ihnen der Schnabel gewachsen sei. Auch sollten sie sich bei der Anrede Kgl. Hoheit nicht die Zunge abbrechen, sondern statt dessen „Herr Großherzog“ sagen. Der Großherzog würde ihnen das nicht übelnehmen, sondern diese Natürlichkeit würde ihn sogar freuen. —

Erleichtert fuhren die Bürgermeister nach ihren Dorfresidenzen zurück und trotz allem hoppelte manchem das Herz, und mancher dachte: „Se, was soll ich dem Großherzog au sage? Hoffentlich fragt er mich nit, was ich nit weiß!“

Bald nach der Ernte, an einem heißen Augusttage, wurde der hohe Besuch im Marktgräser Land erwartet. Der Zug fuhr unter Hochrufen in die Station ein. Nachdem die zum Empfang Anwesenden vorgestellt waren, zog der Großherzog auch die einzelnen Dorfbürgermeister ins Gespräch und sprach u. a. den Bürgermeister von Zweiler an mit den Worten: „Und wie geht es Ihnen, Herr Bürgermeister?“ Da der Bürgermeister die Anrede seines Landesfürsten noch nicht erwartet hatte, befand er sich gerade in der Tätigkeit, den Angst- und Hitzschweiß seines Kopfes abzutrocknen und unterließ es nicht, bei dieser Gelegenheit auch seine Angitröhre (Zylinder) auszureiben. Eingedenk der Aufforderung seines Oberamtmannes schaut er dem



Dies veranlaßte den Bürgermeister, den „großen Unbekannten“ zu besichtigen.

volle Ehehälfte den noch gut schlafenden Ehemann nur insoweit ab, als sie die Amtsperson von Schlusingen anwies, das von seinen Amtstrapazen ausruhende Gemeindeoberhaupt in den „Scaustall“ zu legen.

Einige Tage später traf die Nachricht ein, daß auch die Landesmutter nach Schlusingen kommen würde. Die hohe Frau nahm bei der Frau Präsidentin des Frauenvereins den Nachmittagsstee ein, wozu auch der Herr Bürgermeister von Schlusingen geladen war. Als der Herr Bürgermeister mit verzogener Miene notgedrungen an seinem Teetischchen schlürfte, machte die Fürstin zu ihm die Bemerkung: „Lieber Herr Bürgermeister, ich glaube, der Tee schmeckt

Landesfürsten treuherzig in die Augen und sagt: „I schwiz, wie e Sau, Herr Großherzog, Sie au?“ Darauf herrschte große Heiterkeit auf allen Seiten ohne jegliche Verstimmung.

* * *

3. Ein Attentat auf einen kaiserlichen Sonderzug.

Eine wahre, aber doch heitere Geschichte aus dem 20. Jahrhundert.



Im Lande der Gänschmaußer herrschte freudige Aufregung. Am nächsten Tage sollte gegen Abend dortselbst der Sonderzug des deutschen Kaisers durchfahren und am Sitz der Inspektion in Lobenheim sogar anhalten. Auf der Station Blasfeld saß der Vorsteher bei 30° Reaumur

im Schatten in seinem Bureau und dachte darüber nach, wie er am andern Tag dem kaiserlichen Sonderzug fährdienstlich gegenüberzutreten wolle. Noch war er nicht zu einem endgültigen Entschluß gelangt, ob sich weiße oder braune Glacéhandschuhe zu diesem Zweck besser eignen würden, als der Bahnwärter Müller von der Wartstation 269 schweißriessend im Sprungschritt ankam und schon von weitem rief: „Herr Expeditor, Herr Expeditor.“ Unliebsam durch diese Störung berührt, stand der Expeditor von Blasfeld auf, um dem atemlosen Störenfried eine Zurechtweisung angebeihen zu lassen. Aber o weh! Kaum hat der Bahnwärter seinen Vorgesetzten erblickt, steht er still und meldet: „Herr Expeditor, 20 Meter vor der Eingangswäch hab ich die Bomb do g'funde, die is sicher uf de Kaiser gemünzt. Sind se so gut und nehme se mir se ab, ich hab' immer Angst g'hat, se geht mer los.“ Schreckensbleich nahm der Expeditor von Blasfeld diese Meldung entgegen. Zu jäh waren seine Handschuhdispositionen gestört worden. Die ihm von seinem Untergebenen freundlich angebotene Bombe lehnte er mit dem schwachen Befehl ab: „Müller, stelle Sie die Bombe auf den Gepäcksch.“ Beide hatten nur einen Gedanken, das gefährliche Mordinstrument aus der Hand geben zu können, dem Bahnwärter Müller mit den Worten Ausdruck verlieh: „Soffentlich geht sie solange nit los, als sie uf unserer Station is.“ — Doch schnell kehrt trotz der großen Hitze in dem Leiter der Station von Blasfeld das früher übliche Pflichtbewußtsein wieder zurück. Er läßt seinen Adjunkten holen, und nun geht ein emsiges Treiben auf der Station Blasfeld gemäß Instruktion Nr. 29, das Verfahren bei Anschlägen gegen die Eisenbahn bezw. bei Eisenbahnbetriebsgefährdungen los. Nachdem die Bombe in genügender Entfernung vom Stationsbureau im Gepäczimmer aufgestellt

worden war, wird ihr Finder, der Bahnwärter Müller, eingehend vernommen. Sofort werden die Betriebsinspektion und Bahnbauinspektion in Lobenheim benachrichtigt, welche erstere pflichtgemäß der Eisenbahndirektion in Wilhelmsruh telegraphisch Meldung erstattet, nicht vergessend, die Staatsanwaltschaft in Krautbach von dem ungeheuren Vorfall zu unterrichten. Da es sich zweifellos um einen Anschlag gegen einen kaiserlichen Sonderzug handelt, muß die Eisenbahndirektion in Wilhelmsruh sogar dem Reichseisenbahnamt in der Reichshauptstadt telegraphisch Meldung erstatten, was auch pflichtschuldigst geschieht. Die Kriminalpolizei und Landjäger durchziehen das Gänschmaußerland. Man reißender Handwerksbursche wird eingehend vernommen, muß sein Alibi nachweisen und wird bis dahin in Untersuchungshaft zu seiner Freude wenigstens unentgeltlich gespeist.

Der kaiserliche Sonderzug erreicht das schöne Gänschmaußerland und kommt ohne Unfall an seinem Endziel an. Man atmet erleichtert auf, aber dies hindert nicht, daß man nach dem Attentäter weiter forscht.

Unter allen erdenkbaren Vorsichtsmaßregeln ist sofort die Bombe nach dem Sitz der Betriebsinspektion in Lobenheim abgegangen, die sie — man darf wohl annehmen, mit nicht schlechten Absichten — der hohen Bahndirektion weiter sandte. Die Eisenbahndirektion sandte die Bombe an die chemisch-physikalische Anstalt nach Preißberg mit der Aufforderung, die Bombe zu untersuchen. Die chemisch-physikalische Anstalt antwortete, daß sie hierfür nicht zuständig sei, hingegen sei die Fortifikation Blasfeld zuständig. Als dorthin die

Bombe gebracht war, telegraphierte die Fortifikation, daß sie zwar zuständig sei, aber ohne Genehmigung des Generalkommandos die Untersuchung nicht vornehmen dürfe. Man ersuchte das Kgl. Generalkommando um diese Genehmigung, die gnädigst erteilt wurde. Die Fortifikation sandte der Bahndirektion folgenden Bericht: „Die Bombe wurde unter Anwendung aller Vorsichtsmaßregeln geöffnet und war leer. Anscheinend ist der Sprengstoff durch eine Öffnung, die sich am Boden der Bombe befand, ausgelaufen. Falls diese Bombe mit Sprengstoff gefüllt war, war sie wohl geeignet, ein großes Eisenbahnunglück anzurichten.“ Dieser Bescheid wird der Staats-



Manch reisender Handwerksbursche wird eingehend vernommen.

anwaltschaft... mittel, die... Einige... pflichtgemäß... Lobenheim... im Spätr... unklar. J... Jurist. Da... für die Di... der Betriebe... nun zweiten... teilung vom... nicht. Der... her erhält... em umlang... um der Sta... die Nachfori... kaiserliche... erfolglos ge... die Staats... des Bericht... die Betrie... maner Bes... machen kö... Bombe war... Der zweite... läßt, daß... trachte vor... trachte sich... diese Alter... konnte er... dem Aufsch... andere W... daß man... sein soll... höhere W... Erfolg sich... se palmen... von unten... wusch das... hoch zu d... Wann... Bomben... auf und in... hohener St... liegenden... den Wert... Bombe un... dieses Qu... trachtung... des Wasser... die Dampf... hert. E... Wartst... während... einem W... Station

anwaltschaft in Krautbach zu den Akten übermittelte, die eifrig nach den Tätern weiterfahndet. —

Einige Monate nach dieser aufregenden Pflichterfüllung waren verfloßen. Der Vorstand der Betriebsinspektion in Lobenheim, der seinen Urlaub in Folge dieses gemeinen Attentates nicht im Spätsommer nehmen konnte, war im Winterurlaub. Ihn vertrat sein zweiter Beamter, ein Jurist. Da für solche Fälle größte Schweigsamkeit zur Dienstpflicht gehörte, hatte der Vorstand der Betriebsinspektion auch seinem zweiten Beamten keine Mittheilung von diesem Vorfall gemacht. Der stellvertretende Vorstand erhält eines schönen Tages ein umfangreiches Aktenpaket von der Staatsanwaltschaft, daß die Nachforschungen trotz größten Aufgebots an Landjägern u. erfolglos geblieben seien, und die Staatsanwaltschaft gebent, das Verfahren einzustellen, wenn die Betriebsinspektion keine neuen Gesichtspunkte namhaft machen könne. Die zerstückte Bombe war dem Paket beigelegt.



Da fuhr es ihm blitzartig durch das Gehirn

Der zweite Beamte war enttäuscht, daß ihm als Jurist die Sache vorenthalten war, und freute sich aus alter Liebe zu seinem Metier, diese Akten durchstudieren zu können. Dienstlich konnte er bei der derzeitigen Sachlage der vor dem Abschluß stehenden Untersuchung zwar keine andere Wendung geben, obwohl es ihm schien, daß man — wie es bei den Juristen wohl üblich sein soll — da und dort der Untersuchung eine bessere Wendung hätte geben können. Zum Schluß haftet sein Auge auf der Bombe. Er legte sie zusammen. Betrachtete sie von rechts, links von unten und oben. Da fuhr ihm blitzartig durch das Gehirn: „Donnerwetter, so ein Ding hast du doch schon mal wo gesehen.“ — Als Mann der praktischen Tat nimmt er das Bombengehäuse in die Hand, setzt seine Mühe auf und überschreitet kraft seines Amtes an verbotener Stelle das Gleise, um zu der gegenüberliegenden Werkstätte zu gehen. Dort sucht er den Werkstättenvorsteher auf, zeigt ihm die Bombe und sagt: „Was ist das für ein Ding?“ Der lachelt sofort und sagt: „Des is ein durchsägtes Lusttätherkisse. Des is e großartige Erfindung. Wenn des mit Äther gefüllt is, no laßt des Wasser aus der Dampfheizung ab, löst aber de Dampf net dorch. — Die Bombe war entlarvt. Es war gar keine Bombe, sondern ein Lusttätherkissen, das die Freiheit gehabt hatte, während seiner Nichtbenützung im Sommer von einem Wagen kurz vor der Einfahrtsweiche der Station Blausfeld herabzufallen. Der zweite

Beamte der Betriebsinspektion Lobenheim war boshast genug, die Erklärung dieser Sache der hohen Bahndirektion zu berichten, sowie der Staatsanwaltschaft die nötige technische Aufklärung zu geben.

Da diese Aufklärung trotz der dienstlich vorgeschriebenen Schweigsamkeit durchsickerte, so gab es im Lande der Gänschmauser und darüber hinaus viel zu lachen. Aber eins war dennoch festzustellen: sämtliche Behörden haben ihre Pflicht voll und ganz getan. Nur hatte man vergessen, einem Techniker die Bombe zu zeigen, sonst wäre es möglich gewesen, sich viel Zeit und Arbeit zu ersparen.

Die Silbestrauben.

Von Erica Grupe-Lörcher (Sevilla).

Er stand abermals vor ihrem schneeweis angestrichenen Häuschen in einer der stimmungsvollen gewundenen alten Straßen von Sevilla und fingerte geschickt und zugleich distikt seine bedeutungsvolle Zeichensprache zu ihr hinauf. Sie lugte auf dem schmalen Balkon, ein wenig verdeckt von den Töpfen mit weitausholendem Farnkraut und rankenden Geranien.

Es war heute mehr als was er ihr sonst zu sagen hatte: „Ich bete dich an! Du bist für mich die Schönste unter der Sonne von Andalusien! Laß deine Sammetaugen, die an Glanz mit den Sternen wetteifern, freundlich zu mir herablächeln!“ — Die fast klassisch schönen Züge der jungen Consuela waren verzerrt, als sie ihn durch seine Zeichensprache nochmals fragen sah: „Wenn du heut Nacht zum Traubenessen auf den Platz kommst, wird es ein Zeichen für mich sein, daß du meine Bewerbung endlich annimmst?“

Ihre Mutter stand dicht hinter ihr, vom Freier zwar nicht gesehen. Aber sie raunte der Tochter mit der etwas schrillen Stimme gedämpft zu: „Sage ihm zurück, daß wir kommen! Ja, wir werden kommen!“

Ein sekundenlanges Zögern. Consuela preßte die Finger um den Stiel ihres Fächers. Sie empfand deutlich, daß ihr Geschick sich jetzt entscheiden sollte. Heute in der Silvesternacht von Pepe die bedeutungsvollen 12 Traubeneren annehmen, versprach sie sich nicht ihm damit, — und gab sie nicht den andern, den wahrhaft Geliebten damit auf, den das Schicksal seit Monaten in die Felsenwüsteneien des Kolonialkrieges nach Marokko entführt?

Aber die Mutter drängte wieder. „Die Geduld von Pepe ist nicht ohne Grenzen. Denk' an Deine Zukunft!“ Und so schlug Consuela ihren Fächer halb auseinander, was in der Fächersprache der Liebenden in Sevilla Zustimmung